Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 16 (1940)
Heft: 15

Artikel: Vevey 1691 : Leben und Tod des Jean Petitet
Autor: Eckehard, Gabriele
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-757412

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

danken mundgerechter zu machen. Er gibt leichte Freizeitlektüre mit tiefem Gehalt, also eine Verbindung, die uns auf den ersten Blick etwas widerspruchsvoll erscheint. Chesterton liegt es vor allem daran, uns mit seiner Weltanschauung, mit seinen dichterischen, philosophischen und sozialen Ansichten bekannt zu machen, mit Ansichten, die er uns durch den Mund Pater Browns, dieser merkwürdigsten Detektivgestalt, vermittelt. Am besten zeigt sich der Unterschied zwischen seinem Wollen und dem Wollen jener, die hauptsächlich den geschäftlichen Erfolg ihrer Bücher im Auge haben, in der glänzenden Wallace-Parodie «Der Mann, der Donnerstag war». Hier werden durch Ueberspitzungen und durch eine gänzliche Umdrehung des Tatsächlichen die Schwächen den «Reissers» in geistvoller Weise aufgedeckt. — Uebrigens gibt es auch eine Schriftstellerin, die sich bemüht, dem Kriminalroman in der hohen Literatur Eingang zu verschaffen: Dorothy L. Sayers. Ihr vielgelesener Roman «Aufruhr in Oxford» ist nicht nur eine brillante Schilderung der englischen Gesellschaft, die bisweilen geradezu an Galsworthy erinnert, er ist auch in seiner Art ein psychologisches Meisterwerk, hinter dem entschieden dichterisches Können steht.

Noch eine andere Frau ist im Zusammenhang mit dem englischen Kriminalroman zu nennen, ja sie eigentlich in erster Linie: Agatha Christie (von der die ZI nun einen Roman bringt). Auch sie pflegt eine durchaus persönliche Gattung des Kriminalromans. Während etwa J. S. Fletscher und einige andere Schriftsteller von geringerer Bedeutung mehr oder weniger in die Fußstapfen Edgar Wallaces treten und darum hier unberücksichtigt werden können, hat Agatha Christie ein höchst interessantes Vorgehen gegenüber dem Täter entwickelt. Im allgemeinen gilt der Grundsatz, daß der zu suchende Täter eine unbeleuchtete Person des Mittelgrundes sein soll. Das heißt, er darf keine zufällige Randgestalt sein, für die man nicht das geringste Interesse hat, er darf aber auch nicht so belastet erscheinen, daß man in ihm von Anfang an den Verbrecher vermutet. Im Gegenteil: jene Figur, auf die sich der meiste Verdacht häuft, muß unschuldig sein, weil sonst die Spannung verloren ginge und dem Leser die Freude am eigenen Kombinieren genommen würde. Agatha Christie, die den originellen Privatdetektiv Hercule Poirot erfunden hat, lenkt häufig alle Blicke auf den wirklich Schuldigen. Jedes nur irgendwie denkbare Indiz spricht für seine Täterschaft, aber — und hierin liegt das Neuartige — durch einen logischen, zwingend erscheinenden Schluß, der sich erst am Ende des Buches als falsch erweist, kann die betreffende Person doch nicht in Frage kommen. Zudem ist der Leser viel zu sehr daran gewöhnt, den Hauptverdächtigen nicht zu verdächtigen, so daß ihn die schließliche Lösung verblüffen muß. Doch nicht jedesmal begeht Agatha Christie diesen Weg. Sie ist wohl die vielseitigste Kriminalschriftstellerin, deren verblüffende Wendungen selbst den verwöhntesten Leser stets wieder in Staunen versetzen. Zudem ist sie eine glänzende Psychologin, was sich nicht nur in Hercule Poirot, dem genialen Detektiv mit dem eirunden Schädel, und in Hauptmann Hastings, dem nicht immer auftretenden naiven Begleiter, zeigt, sondern auch in dem blendenden Aufbau sämtlicher «Fälle». Es dürfte wohl keinen Kriminalroman in der gesamten Weltliteratur geben, der ein derartig geistvolles Alibi bringt wie das Buch «Ein Schritt ins Leere». «Die Frau im Kimono» ist ein kleines Meisterwerk an gedanklicher Konstruktion. Agatha Christie widerspricht sich nie; ihre Romane sind von einer unerbittlich klaren Logik, die sich Schritt für Schritt zum Verbrechen zurücktastet, selbst zu dem gar nicht erwarteten Verbrechen, z. B. in «Der ballspielende Hund». Darum sind alle diese Bücher so voll atemraubender Spannung.

Bei der Suche nach dem Verbrechen liegt ja, abgesehen von dem Moment der Spannung, der eigentliche Reiz des Kriminalromans. Geschickte Schriftsteller vermögen dem Leser zu suggerieren, daß er genau so viel Gedankenarbeit geleistet hat als der Detektiv, daß sein Anteil an der schlußendlichen Eruierung des Täters ebenso groß ist als jener der Polizei. So mischt sich ein gewisser Stolz über die eigenen logischen Fähigkeiten mit der Genugtuung, daß der Gerechtigkeit Genüge getan wurde und daß derartige Abenteuer zwar theoretisch ungemein spannend und aufregend seien, daß ihre Umsetzung in die Praxis aber doch immer an dem wachsamen Auge der Polizei und an der Wohlgefügtheit des Staatswesens scheitern muß.

H. Gr.

Vevey 1691

Leben und Tod des Jean Petitot • Von Gabriele Eckehard

Gegen Mittag war die Sonne durch die Wolkendecke gebrochen, aber die Luft blieb noch von herber Frische. Beim Essen dann hatte Jean Petitot gemerkt, daß seine Hände leicht zitterten; als er das Brot brach, fiel es ihm auf, und nun achtete er darauf und stellte es fest. Ein sonderbares Gefühl überkam ihn: er wußte, daß er alt war, er war gealtert, weil es der natürliche Ablauf des Lebens war, alt zu werden und zu sterben, aber er hatte sich nie recht vorgestellt, daß der Tag kommen könne, da er nicht mehr würde arbeiten können, da er den Pinsel nicht mehr halten und sein Auge dessen zarten Strich nicht mehr würde wahrnehmen können. Er versank in Nachdenken. Ihm gegenüber am Tisch saß Marguerite, seine Frau, die Mutter seiner siebzehn Kinder, das Licht seines Lebens, die Wärme seines Alters — hatte sie gesehen, daß seine Hände zitterten?

Er hob den Kopf und sah sie an, aber in ihrem milden Gesicht mit den großen schwarzen Augen konnte er nicht entdecken, ob sie gleich ihm erschrocken war. «Ich möchte dich heute nachmittag noch einmal malen», sagte er.

Ein Lächeln kam auf ihre Lippen, doch die Augen blieben ernst. «Warum, Lieber?» fragte sie, «du bist von Genf nach Vevey gezogen, um dem Ansturm der Fürsten und Herren zu entgehen, die sich von dir malen lassen wollen, du weisest die höchststehenden Auftraggeber ab und mich willst du malen, mich alte Frau, die du in ihrem langen Leben schon so oft gemalt hast, daß jedes unserer Kinder ein Porträt besitzt?»

«Nur dich», sagte er, «nur dich.» Und er langte über den Tisch und legte seine Rechte auf ihre Linke, die auf dem weißen Leinentuch ruhte, und sah ihr in die Augen, aber er konnte ihrem ruhigen Blick nicht entnehmen, ob sie das leichte Zittern spürte.

Als er sich dann an seinem Arbeitstisch eingerichtet hatte und sie ihm gegenüber in einem hochlehnigen Sessel saß, war es wärmer geworden, die Sonne schien ins Zimmer und über dem ganzen Raum lag eine leise Müdigkeit. Er arbeitete ohne zu sprechen, und die Frau saß still da und ließ sich von ihrer sanften Schläfrigkeit wie von einem leichten Schiff auf ruhigem Flüßlein davontragen. Seit auch sie alterte, dachte sie öfter an Vergangenes in jungen Jahren. Die Kinder, das große Haus, die vielen Menschen, die bei ihnen aus und ein gegangen waren und nicht zuletzt die Notwendigkeit, sich in einer fremden und nicht immer gutwilligen Umgebung zu halten — denn als sie den protestantischen Schweizer heiratete, da war sie, die Französin, mit fliegenden Fahnen zu allem übergegangen, was ihm am Herzen lag — hatten sie wenig zum Nachdenken über Dinge kommen lassen, die so unabänderlich waren, wie es die Vergangenheit ist. Doch nun machte sich die gewaltige Göttin nicht selten bemerkbar — immer öfter ertappte sich Marguerite dabei, ihr vergangenes Leben wie eine Reihe von Bildern an sich vorüberziehen zu lassen.

Und nicht nur das Ihre. Wie oft hatte sie Jean veranlaßt, ihr von seinem Leben zu berichten, das bunt und ereignisreich gewesen war und ihn schon zu hohen Ehren geführt hatte, ehe sie sich noch kennengelernt hatten. Jeans Leben war ihr so vertraut, ihm nachzudenken, es

Der Miniaturmaler Jean Petitot (Selbstbildnis)
Original im Musée d'Art et d'Histoire, Genève

nachzuerleben, war so selbstverständlich, wie das Ihre zu rekapitulieren. Fast vierzig Jahre waren sie nun verheiratet.

Sie würde den Tag nicht vergessen, da sie ihm zum erstenmal begegnete. Sie trafen sich bei ihren Verwandten, den Toutins in Blois, mit denen Jean seit seiner Jugend, als er bei Meister Toutin, dem berühmten Uhrmacher, hatte studieren wollen, befreundet war. Auch Marguerite war in Blois geboren, doch hatte ihr Vater inzwischen eine hohe Beamtenstelle in Bordeaux bezogen. Sie hatte schon viel von ihm gehört, bevor sie ihn vor sich stehen sah, den Hofmaler des verstorbenen Königs von England, den Hofmaler des jetzigen Königs von Frankreich, der hochgeehrt seine Wohnung im Louvre hatte und eine stattliche Pension bezog. Sie hatte sich einen Hofherrn vorgestellt, neben dem sie, die Tochter des Königlichen Rates und Rentenkontrolleurs, eine kleine, unscheinbare Rolle spielen würde. Seine Ruhe, seine Bescheidenheit, sein sicheres und doch unaufdringliches Auftreten machten sie selber sofort sicher, und sie entdeckte in der Form seiner Stirn und in der durchscheinenden Helle seiner Augen eine Macht, die außerhalb aller höfischen oder weltlichen Eitelkeit stand, die des Künstlers, der sich durch seine Arbeit dem Ewigen verbunden weiß.

Ihr Vater war von dieser Heirat nicht entzückt. Königsgunst ist eine unsichere Angelegenheit, es war genug, daß er von ihr abhängig war; er hätte seine Tochter gern einem kleinen Landadeligen gegeben, dessen Güter sicheren Ertrag brachten. Aber Marguerite hatte auf ihrem Willen bestanden, vielleicht weniger auf ihrem Willen, als auf dem unwiderstehlichen Drang ihres Herzens zu diesem Manne hin, der nicht schön war, keine wohlgebildeten Phrasen drechselte, von heute auf morgen in Ungnade fallen konnte und außerdem ein Fremder war. Und sie hatte recht gehabt, ihr Herz hatte recht gehabt, das sie bestimmt hatte, den Schritt zu tun, zu dem Jean Petitot ihr die Hand hinstreckte.

Als er zum erstenmal zu Meister Toutin gekommen war, hatte er das Geheimnis der französischen Schmelzmaler kennenlernen wollen. Aus Genf, seiner Heimatstadt, hatte ihn die Lernbegier bis nach Blois geführt, und sein Freund Pierre Bordier war mit ihm gezogen. Sie hatten schon daheim gute Arbeit gemacht, Pierre, der Uhrmacher, hatte den jüngeren Freund in die Kunst der Emaillemalerei eingeführt. Doch wenn er auch ein besserer Techniker war, so war Jean ein unvergleichlich besserer Maler. So hatten sie sich in die Arbeit geteilt: Jean hatte die Köpfe und die Hände, Pierre das Haar, die Stoffe, die Hintergründe ihrer Emaillebilder gemalt. Doch das hatte ihnen nicht genügt, die Farbentiefe der französischen Emaillemaler hatte es ihnen angetan, und so machten sie sich auf die Wanderschaft. Toutin war ihnen empfohlen worden.

Doch der behauptete, er könne sie nichts mehr lehren, nach Italien sollten sie ziehen, dort würden sie vielleicht auf die Lösung des sie beschäftigenden Problems kommen. Die Freunde gingen also nach Italien, arbeiteten dort, stellten Versuche an, mühten sich ab — niemals waren sie recht befriedigt, bis sie eines Tages durch einen Zufall erfuhren, daß sich in England ein sehr gelehrter Chemiker, der noch dazu der Leibarzt des Königs sei, der Doktor Turquet de Mayerne, mit denselben Fragen beschäftigte. Sie überlegten, zögerten — und schließlich fuhren sie nach England.

Es war nicht leicht für zwei unbekannte junge Leute, bis zu dem hochgestellten Herrn Leibarzt vorzudringen, als sie ihm aber endlich gegenübersaßen, als sie ihm in eingehendem Gespräch Rede und Antwort stehen konnten, da wußten sie, daß sie endlich an der Quelle angekommen waren, die sie so lange in einer falschen Gegend gesucht hatten. Turquet de Mayerne hatte ein großes und erstaunlich vollständiges Laboratorium, er stellte es ihnen zur Verfügung, er experimentierte selber mit, er erzählte allen Leuten von ihnen, dem König schwärmte er so lange von Jean Petitots unvergleichlicher Begabung vor, daß dieser endlich befahl, den Maler zu ihm zu bringen.

Inzwischen aber hatte sich in Jeans Leben Einschneidendes ereignet. Er hatte eine Kopie nach einem Gemälde von van Dyck gemacht, und nicht ohne Scheu hatte er sie einem Freunde anvertraut, der sie dem schönen, eleganten und hochfahrenden Maler zeigen wollte, der der Mittelpunkt des künstlerischen Lebens in London war. Und van Dyck war entzückt gewesen, war persönlich zu Petitot geeilt, hatte ihn umarmt und ihn beinahe angefleht, Handwerk und Kopieraufträge fahren zu lassen und sich einzig und allein seinen eigenen Schöpfungen zu widmen. Glücklich und beschämt war Jean dagestanden — dieser Tag hatte über sein Leben bestimmt. Denn während Pierre Bordier seinen Weg als Handwerker weitergeschritten war, hatte Jean Petitot den Pfad eingeschlagen, der zur großen Kunst führt.

Als der Doktor Turquet de Mayerne ihn also zum König entbot, stand er bescheiden und doch sicher vor dem Fürsten, und diese Haltung, die ihm geblieben war, hatte auf Marguerite im ersten Augenblick ihres Ken-

nenlernens so überzeugend gewirkt, daß sie ihm ihr Leben anvertraut hatte.

Nun hatte die Zeit des Erfolges begonnen — wen der König begünstigte, der konnte des Zulaufs der Hofgesellschaft und aller, die irgendwie dazugehören wollten, sicher sein. Jean schuf und schuf, er porträtierte Frauen und Männer, die die tönendsten Namen hatten und die bedeutendsten Erscheinungen ihrer Zeit waren. Der König selbst saß ihm mehrmals. Als er das Bildnis des Dichters Milton schuf, das er selbst von all seinen englischen Werken am liebsten hatte, kam er mit denjenigen Kreisen in Berührung, die bald darauf den großen Umsturz im Lande herbeiführen sollten.

Als der Sturm sich erhob und über das Land hinfegte, als der König gestürzt wurde und sterben mußte, da hielt es Jean nicht mehr in London. Es war nicht Feigheit, die ihn vertrieb, es war das ewige Bedürfnis des Künstlers, seinem Werk zu leben und sich nicht in die Händel der anderen gezogen zu sehen. Er ging nach Paris.

Sein Ruf, sein Ruhm sogar, war ihm vorausgegangen. Nicht wie in London kam ein unbekannter junger Schweizer Maler an, es kam der Hofmaler des Königs von England, dessen Mutter und Schwester sich an den französischen Hof geflüchtet hatten, es kam der große Künstler, den aufzunehmen Ehre und Gewinn war.

Alle Welt lief ihm zu, der König zeichnete ihn aus. Längst wohnte er im Louvre, war reich, arbeitete unablässig an seinem Riesenwerk. Der König ließ nicht nur sich von ihm malen, sondern veranlaßte seine Familienangehörigen, so gut wie seine Minister und Marschälle, seine Favoritinnen und deren Anhang desgleichen zu tun, und was der König befürwortete, war in diesen Kreisen Gesetz. Doch all die Pracht, die er um sich sah, all das Geld, das ihm zufloß, all die Ehrungen, die ihm zuteil wurden, wirkten auf Jean Petitots festgefügtes Gemüt nur im Sinne der zunehmenden Lebenserfahrung. Eitelkeit oder Uebermut, wie er sie so oft an erfolgreichen Künstlern beobachtet hatte, lagen ihm fern. Er war immer fein, aber ausnehmend zurückhaltend ge-

Auch dieses Jahr nach ITALIEN

Sie werden in Italien das herrliche Wiederaufblühen von Städten bewundern können, welche ein genaues Andenken an die Gebräuche und Lebensweisen der Menschen vor 2000 Jahren bewahrt haben. Besuchen Sie **POMPEJI, HERKULANUM, CUMAE** und **PAESTUM**, wiederausgegrabene Städte, welche Ihnen einen unverwischbaren Eindruck hinterlassen werden.

Am **9. Mai** wird die **Triennal-Ausstellung der italienischen Ueberseegebiete**, eine großartige Uebersicht über die kolonisatorischen Fähigkeiten des modernen Italiens, eröffnet werden.

Jeden Dienstag übertragen folgende italienische Radio-Sender: Rom II von 18.45 bis 19 Uhr
2 Ro 9 von 21.15 bis 21.30 Uhr
2 Ro 15 von 21.15 bis 21.30 Uhr
Hörspiele in deutscher Sprache über die Schönheiten Italiens als Reiseland.

Bedeutende Reise-Erleichterungen mittels
Schecks und Kreditbriefen in «Reiselire»
Bahn-Ermäßigungen 50-70%

ITALIEN DIE WIEGE DER KUNST

Kostenlose Auskünfte und Reisebroschüren: **ENIT**
Zürich, Bahnhofstraße 80 **Genf, Rue du Mont Blanc 5**
Lugano, Riva Albertolli 3 **sowie bei allen Reisebüros.**

Lippenstift
Axelle farbecht dauerhaft in 14 Tönungen
Depot: Lydia Daïnow, Place de la Fusterie 2, Genève

Frühjahrs-Putzete

Jetzt
eine gründliche Blutreinigungskur
zur Bekämpfung von Frühjahrs-Müdigkeit, Hautausschlägen, Flechten, Bibeli, Furunkeln, Drüsen, Appetitlosigkeit, Stuhlverstopfung, Skrofulose, Wachstumsstörungen und blassem Aussehen mit

NUSSCHALENSIRUP GOLLIEZ

dem seit 50 Jahren bewährten, wissenschaftlich aufgebauten Pflanzenextrakt.
Für Kinder und Erwachsene, 1/2 Flasche Fr. 4.50, Kurflasche Fr. 7.50, portofrei durch die
APOTHEKE GOLLIEZ, MURTEN
In allen Apotheken erhältlich

DAS ENDE DER
HÜHNERAUGEN
Augenblickliche, gefahrlose Befreiung durch SCHOLL's ZINO-PADS
Diese weichen, angenehmen Pflaster schützen vor Schuhdruck, Blasen und vor Wundreiben der Zehen. Entfernen Hühneraugen radikal. Auch in Grössen für Hornhaut, Ballen u. weiche Hühneraugen, in Apotheken, Drogerien zu Fr. 1.30 erhältlich.

Scholl's Zino-Pads

Eine neue Qualität
Ein neuer Fortschritt

Jetzt gibt es kunstseidene Trikotwäsche, die kochecht, lichtecht und schweißecht ist, Vorzüge, die man bei Kunstseidentrikot bis jetzt nicht kannte. Wir bringen diese neue Qualität unter der Bezeichnung YALA-FIXCOLOR auf den Markt. Achten Sie auf die Etikette

Yala FIXCOLOR FABRICATION SUISSE LABEL

Diese neue Qualität besitzt daneben alle bekannten YALA-Eigenschaften und ist in den meisten einschlägigen Geschäften erhältlich.

Fabrikanten: Jakob Laib & Co., Amriswil (Thg.)

Angehörigen und Freunden im Ausland ist die «Zürcher Illustrierte» jede Woche ein neuer Gruß aus der Heimat. Bitte, machen Sie ihnen diese Freude. **Auslandspreise:** Jährl. Fr. 18.35 bzw. Fr. 21.45, halbj. Fr. 9.50 bzw. Fr. 11.05, viertelj. Fr. 4.95 bzw. Fr. 5.80

Immer daran denken!

Hartes Wasser schadet Ihrem Teint. Enthärten Sie daher das Wasch- u. Badewasser stets mit

KAISER-BORAX

Wärme im Ohr bei Zugluft, Wind, Nässe, Kälte. Die Ohrpfropfen sind antiseptisch, **schalldurchlässig und Wohltat bei Ohrleiden.** In Apotheken und Drogerien für Fr. —.45 u. 1.25.

Wer an Gicht
Gichtknoten, Gelenk- und Muskelrheumatismus
Ischias, Lähmungen, nerv. rheumatischen Schmerzen, Neuralgien, Migräne etc. leidet, schicke sein Wasser (Urin) und Krankheitsbeschreibung an das **Medizin- u. Naturheilinstitut Niederurnen** (Ziegelbrücke) Gegründet 1903.
Institutsarzt: Dr. J. Fuchs.

kleidet und stets in Schwarz, wie es einem Protestanten zukam.

Marguerite sah auf, da fühlte sie erst, daß sie die Augenlider hatte sinken lassen. Jean saß am Arbeitstisch, über einen Farbennapf gebeugt, und rieb mit einem feinen Klöppel das Pulver an. Er merkte nicht, daß sie ihn betrachtete, daß sie mit liebevollem Blick sein Gesicht betastete. Sein schönes, weißes Haar, das sich natürlich wellte, war schütter geworden, auf der breiten Stirn stand manche Spur von Denken und Leiden eingeschrieben, und den Mund zog ein Erleben hinab, das nichts mit Bitterkeit, aber um so mehr mit Enttäuschung zu tun hatte. Seine schönen kräftigen und wohlproportionierten Hände sah sie an, denn sie hatte wohl ihr Zittern beim Mittagessen gesehen und gespürt. Sie waren gelblich und welk geworden, und die Adern hoben sich stark auf dem Handrücken ab — Jean Petitot war alt. Und auch sie, Marguerite, war alt. Und ihr Leben an der Seite dieses Mannes war köstlich gewesen.

Ihre Gedanken wanderten weiter, vor dem Fenster pfiff ein Vogel, die Sonne war ein wenig weitergerückt, um diese Jahreszeit dämmerte es noch früh.

So hatten sie über dreißig Jahre geehrt und glücklich miteinander gelebt, sie hatten ihre Kinder zu tüchtigen Menschen erzogen, die Töchter verheiratet, die Armen unterstützt, und kein Mensch hatte daran gedacht, ihnen nachzutragen, daß sie sich zu Calvins Lehre bekannten. Da hatte eines Tages der Blitz eingeschlagen: der König hatte das Edikt von Nantes, das den Protestanten in Frankreich freie Religionsausübung gerantierte, aufgehoben. Verboten war, was bisher Recht gewesen, Verfolgte wurden die, die bisher angesehene und geachtete Bürger waren. Widerrufen sollten sie. Sonst sollten sie an ihrem Leibe gestraft und an ihrem Besitz beraubt werden. Viele gingen außer Landes.

Jean Petitot blieb. Er konnte, er wollte es nicht verstehen, daß das Land, das ihm zweite Heimat geworden war, ihn ausstoßen könne, das Land, zu dessen Ruhm er beigetragen hatte, dessen König seiner Gesinnung sicher sein mußte. Da er den Maßstab menschlicher Gesittung, den er an sich und die Seinen legte, auch bei andern vermutete, glaubte er sich sicher. Er sollte sich täuschen.

Marguerite sah, wie Jean einen feinen Pinsel in die angeriebene Farbe tauchte und wie er sich bemühte, einen zarten Strich zu ziehen. Sie sah seine Hand, der sie so oft zugeschaut hatte und die sie liebte, zittern, sah ihn stocken und sich mit der Linken hastig über die Stirn fahren. Sie blickte fort — er sollte nicht merken, daß sie gesehen hatte — —

Man hatte Jean aufgefordert, abzuschwören, er hatte lächelnd abgelehnt — das alles konnte doch nicht ernst sein! Als man ihn aber abgeholt und ins Fort l'Evêque eingesperrt hatte, da war plötzlich alles furchtbarer Ernst gewesen. Ja, diesen siebenundzwanzigsten Februar 1686 würde sie nie vergessen! Sie war herumgelaufen, zu allen, die Jean und sie ihrer Freundschaft versichert hatten, die den Künstler bewundert, den Mann verehrt hatten — wie viele Türen hatte sie verschlossen gefunden! Schließlich war es ihr gelungen, daß man ihren Mann aus der Festung in das Kloster der Augustiner überführte, wo es ein wenig besser für ihn war. Ja, damals hatte sich sogar der große Bischof von Meaux, der berühmte Bossuet, zu ihm bemüht und hatte versucht, ihn zum Widerruf zu bewegen, aber Jean hatte ihm seine Gelassenheit und sein Gottvertrauen entgegengesetzt und hatte n i c h t widerrufen. Er hatte gewünscht, daß Marguerite Frankreich verlasse, aber wie hätte sie das tun können? Jetzt galt es nicht, sich in Sicherheit zu bringen, jetzt galt es, Jean zu befreien und dafür zu sorgen, daß sein Hab und Gut, das er sich in seinem langen Leben erworben hatte, nicht von denjenigen an sich gerissen wurde, die dem

„HAUTMÜDIGKEIT" VERSPERRTE IHR DEN WEG ZUM GLÜCK

Ruth hatte entschieden einen schwarzen Tag — eine Falschverbindung nach der andern. Und der Grund: Liebeskummer! Sie hatte das bestimmte Gefühl, dass Paul ihr nicht mehr so gewogen sei wie früher. Warum wohl?

Eines Tages meinte ihre Nebenkollegin so ganz beiläufig: „Ich habe herausgefunden, dass diese dumpfe Büroluft meinen Teint müde und schlaff machte, aber mit Lux Seife war dieses Uebel bald wieder behoben. Hast Du sie noch nie probiert?"

Ruth war für diesen Hinweis sehr dankbar und noch am selben Tage kaufte sie sich ein Stück Lux Seife.

In kurzer Zeit stellte sich der Erfolg ein. Ruth's Teint gewann seine rosige Frische und Spannkraft wieder und am Vereins-Abend wich Paul nicht von ihrer Seite und fand nicht genug Worte der Anerkennung für ihr so reizendes Aussehen.

Warum verwenden alle schönen Frauen Lux Seife? Weil sie ihren Teint weich und jugendfrisch erhält — sie verhütet Hautmüdigkeit! Der cremige Schaum der Lux Seife wird auch für Ihren Teint Wunder wirken.

LUX SEIFE verhütet Hautmüdigkeit

SLOAN's Liniment hilft

in der Bekämpfung der Schmerzen bei rheumatischen Leiden, Gicht, Ischias, Hexenschuss und Muskelkrampf. Wo Kälte das Übel verschuldet, hilft die wohltuende Wärme von Sloan's Liniment rasch und nachhaltig in der Linderung der Qualen. Leicht einreiben ist gut bei Sloan's Liniment, aber nicht absolut nötig, da es schon nach leichtem Auftragen eine wohlige Wärme auf den behandelten Stellen auslöst.

Eine Flasche für zahlreiche Anwendungen nur Fr. 2.50

"EISENMANGEL" F4 8496

Die nie endenden täglichen Pflichten stellen grosse Ansprüche an den Eisenbestand in unserem Blut, der Quelle unserer Kraft und Energie. Wenn dieses kostbare Eisen zu schnell verbraucht wird, stellen sich bald unliebsame Folgen, wie: Mutlosigkeit, Nervosität und Müdigkeit ein, wodurch der Körper seine Wiederstandskraft verliert. Die gewöhnliche Ernährungsweise kann diesen schnellen Verbrauch Ihrer Eisenreserve nicht immer ersetzen und FERROMANGANIN eignet sich vorzüglich dazu, Ihrem Körper frisches Eisen zuzuführen. Dieses wirkungsvolle, blutbildende Kräftigungsmittel trägt dazu bei, dass Ihren gewöhnlichen Speisen alle dem Körper nützlichen Nährstoffe entzogen werden. Es ist sehr angenehm im Geschmack und wird auch vom 'schwächsten' Magen leicht vertragen. Für im Wachstum befindliche Kinder ist es besonders geeignet und sie nehmen es gern ein. Führende Aerzte Europas empfehlen FERROMANGANIN seit vielen Jahren in allen Fällen, wo ein zuverlässiges Kräftigungsmittel benötigt wird.

FERROMANGANIN

fördert den Aufbau Ihrer "EISENRESERVE"

Neue Packung
Neuer Preis: Frs 3.80

GALENUS Ltd, London. Basel, Steinentorstrasse 23

Moderne Dessins und Farben

Kunstseide, Matt Crêpe
p.m. 3.90, Serie Luxe 4.50

König seine ungerechte Maßnahme suggeriert hatten, um sich an dem beschlagnahmten Vermögen der Protestanten zu bereichern. Marguerite durfte jetzt nicht erlahmen. Sie hatte siebzehn Kinder, und ihr Mann war neunundsiebzig Jahre alt, sie hatte keine Lust, sich ruinieren zu lassen, weil irgendwelche verächtlichen Hofkreaturen ihre Spielschulden nicht bezahlen konnten.

Nach drei Monaten Haft wurde Jean Petitot entlassen. Es gelang der Frau, einen Großteil ihres Vermögens zu retten. Sie gingen nach Genf, seiner Heimatstadt.

Wenn sie aber nun gedacht hatten, daß sie vereinsamt und vergessen dahinleben würden, so hatten sie sich geirrt. Plötzlich war es, wie wenn die ganze Welt auf den berühmten Petitot gewartet hatte. Der König von Polen schickte einen Edelmann zu ihm und bestellte sein und seiner Gattin Bildnis, und auf einmal mußte jeder Fürst und jeder Mensch, der außerhalb von Frankreichs Grenzen etwas zu bedeuten vermeinte, sein Porträt von Petitot haben. Das Haus glich einem Bienenstock.

Aber ein Leiden, das sich während der Zeit der Festungshaft eingestellt hatte, begann sich mehr und mehr bemerkbar zu machen — Jean war nicht mehr so arbeitsfähig wie früher, er ermüdete leichter. Daß er achtzig Jahre war, das spielte keine Rolle, aber die Enttäuschung, die er erlitten hatte, als sein König seine Glaubensgenossen zu verfolgen anordnete, hatte sich wie eine böse Krankheit in ihn eingefressen. Manchen Tag war er verdüstert und wollte niemanden empfangen, schickte Auftraggeber fort und ließ sie wochenlang warten, wenn er die Arbeit nicht überhaupt ablehnte. Und eines Tages sagte er Marguerite, er habe ein Haus in Vevey erworben, er brauche Ruhe, Stille und Alleinsein. Als sie von Genf nach Vevey zogen, war es, als schließe er eine Tür hinter sich, hinter seinem Leben, hinter seiner bitteren Erfahrung. Kaum daß er noch je davon sprach, von seiner Karriere, von Frankreich, dafür hatte er begonnen, Aufzeichnungen zu machen, die er wie eine Art geistigen Testaments seinen Kindern hinterlassen wollte. Manchmal las er abends Marguerite vor, was er am Tage geschrieben hatte.

Wieder blickte sie auf und zu ihm hin. Warum sprach er nicht, warum suchte er nicht, wie gewöhnlich, durch diese oder jene hingeworfene Bemerkung sein Modell vor dem Ermüden zu bewahren?

Er saß da wie immer, wie oft: den linken Ellbogen auf den Tisch gestützt, den Kopf in die linke Hand gelegt, während die Rechte sorgsam und unfehlbar ihre feinen Punkte und Striche hinsetzte. Aber diese Rechte bewegte sich nicht. Marguerites Herz machte einen Satz. Sie hielt den Atem an und rührte sich nicht. Da merkte sie, daß auch er nicht atmete. Sie sprang auf, fühlte ihre Knie zittern, machte die wenigen Schritte um den Tisch herum und berührte seine Schulter. Und da wußte sie: er war tot. Bei der Arbeit an ihrem Bildnis war Jean Petitot gestorben.

Ein Journalist und zwei Blinde

Erzählung von Alexander Hunyady

Einzig berechtigte Uebertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein

Die Persönlichkeit des jungen Journalisten war eine erfreuliche Mischung entgegengesetzter menschlicher Eigenschaften. Er war nicht gebildet, besaß aber gesunden Menschenverstand; es eignete ihm eine tüchtige Portion jener zynischen Schlechtigkeit, die für den Lebenskampf notwendig ist, doch konnte er dennoch eher als guter Junge angesprochen werden wegen der unmittelbaren Neigung zur Güte, die seine Seele durchzog wie der Golfstrom die Nordsee.

Er trug einen eleganten Burburi-Ueberzieher und ein rohseidenes Hemd, machte auf den ersten Blick einen wohlhabenden Eindruck, obschon er fast in Schulden erstickte.

Eben hatte er nichts zu tun, promenierte ziellos auf der Ringstraße, sah sich die Frauen und die Schaufenster an. Er wartete darauf, hungrig zu werden und dann in ein nahegelegenes Restaurant Mittag essen zu gehen. Unvermittelt stieß er gegen ein schäbiges Männlein mit einer schwarzen Brille. Gegen einen Blinden. In dem wogenden Verkehr der ganz großen Metropolen dürfen Blinde nicht allein gehen. Aber Budapest ist noch keine ganz große Metropole. Hier sind noch ein ziemlich häufiger Anblick Blinde, die, vor sich mit dem Stock tastend, allein auf der Straße dahingehen und bisweilen um Hilfe bitten, wenn sie auf die andere Seite des Fahrdamms gelangen wollen, durch den gefährlichen Autoverkehr.

Der Blinde sieht natürlich nicht, er wählt aufs Geratewohl aus der Menge jemand, gegen den er zufällig stößt.

Das ereignete sich auch diesmal. Der Blinde und der Journalist stießen gegeneinander. Der Blinde brachte mit weinerlicher Stimme seine Bitte vor, die der Journalist natürlich erfüllte, kann man doch eine solche Bitte nicht gut abschlagen.

Der Bettler schlang den Arm in den des Journalisten. Der Journalist half dem Blinden vorsichtig vom Trottoir.

Aber kaum waren sie zehn Schritte gegangen, als der Blinde zu weinen begann. Er hatte keine Tränen, doch verriet das Zucken seiner Lippen, daß er ein lautes Schluchzen kaum zu unterdrücken vermochte.

«Warum weinen Sie?» fragte der Journalist etwas nervös.

«Ich schäme mich so!» sagte der Blinde. — «Bin immer auf die Güte der Menschen angewiesen. Habe jetzt bestimmt auch den gnädigen Herrn belästigt.»

«Das hat nichts zu sagen. Ich tu' es gerne!» beruhigte ihn der Journalist.

Aber der Blinde rang weiter mit den Tränen, und während sie die Straße überquerten, erzählte er in der Nußschale, was alles außer seiner Blindheit ihm zu schaffen mache. Elend, Krankheit. Vor kurzem sei seine Frau gestorben. Die kleinen Waisen warteten hungrig daheim, in einer öden Kammer.

Der Journalist empfand ein Grauen vor derlei herzzerreißenden Dingen, er wäre am liebsten davongelaufen, da er aber den Blinden doch nicht zwischen den dahinsausenden Autos allein lassen konnte, war er gezwungen, das Hiobs Klagen überbietende Jammern bis zum Schluß anzuhören.

Sie erreichten die andere Seite der Straße, wo der Blinde, zum Abschied, um ein kleines Almosen bat.

Der Journalist griff in die Tasche und gab ihm einen Pengö, was ein schönes Stück Geld ist, kann man doch dafür zu Mittag essen oder eine Krawatte aus Kunstseide kaufen. Dennoch geziemte es sich, dem Blinden so viel zu geben, denn dieser war ja kein gewöhnlicher Bettler, dem man eine Kupfermünze hinwirft, sondern ein Bekannter, sozusagen ein Freund, der einem gerade vorhin seine schmerzliche Lebensgeschichte erzählt hatte.

Nachher ging der Journalist in eine Trafik. Er kaufte eine Zigarre, telephonierte. Dann spazierte er auf der gleichen Ringstraße weiter und erblickte nach zehn Minuten abermals den Blinden.

Der Blinde stieß eben gegen eine ältere Dame und sprach sie an. Er ließ sich von ihr über den Fahrdamm bringen. Sogar aus der Ferne konnte man sehen, daß er weinte und redete. Auf der anderen Seite angelangt, öffnete die Dame ihr Täschchen und gab dem Blinden Geld.

In dem Journalisten erwachte der Spürsinn, er heftete sich vorsichtig dem Blinden an die Fersen und stellte fest, daß dieser immer wieder einen Menschen einfängt, von dem er sich über die Straße geleiten läßt. Dann ersucht er wieder einen anderen, ihn zurückzubegleiten. Er schluchzt, redet und bettelt schließlich jeden seiner Wohltäter an.

Nach dem achten Zickzack schien der Blinde mit dem Ertrag zufrieden zu sein und seinen Geschäftsweg für beendet zu halten. Sein Gang wurde elastischer, er

Hals in Gefahr!

Der Mensch im Berufe — der Soldat, der im Felde steht — ist täglich der Erkältungsgefahr ausgesetzt.

Die meisten Erkältungen aber nehmen ihren Anfang im Halse. Dort setzen sich die eingeatmeten Krankheitskeime fest. Dort erzeugen sie Gifte, die oft Ursache bösartiger Infektionen sind.

Darum den Hals stärken, ihn abdichten gegen die eindringenden Krankheitskeime, ihn festigen gegen drohende Gefahr!

Machen Sie sich die vielgerühmte Sansilla-Schutzwirkung zunutze. Sie gibt Ihnen jenes Gefühl der Sicherheit vor Infektion, das jeder an Sansilla ganz besonders liebt.

Täglich gur- -part Ihnen manchen Krankheitstag

In's Soldaten-Päckli die handliche 50 Gramm-Flasche!

mit Schraubverschluss zu haben

Originalflaschen zu 50 Gr. Fr. 2.25 zu 100 Gr. Fr. 3.50

Sansilla

das Gurgelwasser für unser Klima

Hausmann-Produkt · Erhältlich in Apotheken

Zum Frühjahr eine neue Frisur!

Das gehört zum neuen Hut, zum neuen Kleid und hebt die Frühlingsstimmung! Denken Sie daran: Schönes Haar gewinnt! Die Grundlage solch einer reizenden Frisur ist stets die seifenfreie und nicht-alkalische Haarpflege mit „Schwarzkopf"!

SCHWARZKOPF EXTRA-MILD EXTRA-BLOND

DOETSCH, GRETHER & CIE. A.-G., BASEL